

Scholz in Kiew

Da sind Sie ja endlich

16. Juni 2022, 17:17 Uhr | Lesezeit: 10 min

Die lange Reise des Olaf Scholz nach Kiew ist auch ein langer Kampf um die richtigen Worte. Jetzt ist der Bundeskanzler also endlich da, aber Vorsicht, alles ist symbolisch, jeder Satz von tonnenschwerem Gewicht.

Von Daniel Brössler, Kiew

Durch die Dunkelheit läuft ein Mann auf einem staubigen Bahnsteig zum Zug. Er trägt ein dunkles, kurzärmeliges Polohemd und etwas ausgewaschene Jeans. Mit seiner schwarzen Ledertasche in der linken Hand sieht er aus, als komme er von der Schicht. Das tut er nicht, er kommt aus Deutschland, wo er am Morgen noch die Kabinettsitzung geleitet und mittags mit seinem Finanzminister eine Sonderbriefmarke anlässlich der deutschen G-7-Präsidentschaft präsentiert hat.

Die weiß-blau uniformierten Zugbegleiterinnen von der ukrainischen Eisenbahn haben schon auf den Bundeskanzler gewartet, und damit Olaf Scholz auch gleich den richtigen Waggon findet, halten sie kleine Schilder mit der deutschen Flagge in die Höhe. Der besonderen Umstände wegen reist der Kanzler mit kleiner Mannschaft, was es notwendig macht, dass sein Staatssekretär Jörg Kukies und sein außenpolitischer Berater Jens Plötner erst einmal eigenhändig zwei Kisten mit Proviant in den Waggon wuchten.

Drei Waggons weiter warten Kolleginnen mit Schildern in den französischen und noch einmal drei Waggons weiter mit solchen in italienischen Farben. In jeweils halbstündigem Abstand treffen am Güterbahnhof Medyka an der polnisch-ukrainischen Grenze dann auch die anderen Mitglieder dieser unwahrscheinlichen Reisegesellschaft ein. Erst erscheint Emmanuel Macron, der französische Präsident, im Anzug, aber ohne Krawatte. Danach dann der italienische Ministerpräsident Mario Draghi im Anzug und natürlich mit Krawatte.

Die drei kommen spät, aber sie sind wichtig genug, dass über ihre Verspätung hinweggesehen werden kann

Zwölf Minuten vor Mitternacht setzt sich der Zug langsam in Bewegung, dreizehn Minuten später erreicht er die Ukraine. Von da an bewegen sich der Kanzler, der Präsident und der Ministerpräsident durch dieses Land im Krieg, wenn man so will, auf eingefahrenen Gleisen. Auf kleinen, liebevollen Collagen ist das auch in den Waggongängen zu betrachten. Unter der Überschrift #Zugdiplomatie sind dort die prominenten Passagiere der vergangenen Monate zu sehen. Oben links Boris Johnson, deutlich kleiner rechts unten Friedrich Merz.

Die drei Nachzügler, die da nach bald vier Monaten Krieg in Richtung Kiew unterwegs sind, repräsentieren die drei größten und wirtschaftsstärksten Gründungsmitglieder der EU mit zusammen immerhin knapp 210 Millionen Einwohnern, was am nächsten Tag ein Grund sein könnte, über ihr spätes Kommen höflich hinwegzusehen.

Bis dahin liegen vor Scholz und seiner Reisegesellschaft, wenn es gut läuft, neun Stunden Fahrt. Insbesondere für den Kanzler sind es, wenn man so will, nur die letzten Minuten einer langen Reise, die hundertzweiundzwanzig Tage zuvor begonnen hat, nach einem sonnigen, friedlich wirkenden Wintertag. Scholz hatte an diesem Tag im Februar eben noch einen Kranz am Grabmal des Unbekannten Soldaten niedergelegt. Dann startete sein Luftwaffen-Airbus vom Flughafen Kiew-Boryspil wieder in Richtung Berlin.

Scholz hatte auf dem Heimflug womöglich gemischte Gefühle. Er reiste mit dem Eindruck nach Hause, dass sein Gespräch mit Präsident Wolodimir Selenskij im barocken Marienpalast besser gelaufen ist, als vielleicht zu befürchten gewesen wäre. Er hatte genügend offene und geheime Berichte über den Truppenaufmarsch der Russen gelesen, um zu wissen, dass die Gefahr eines Krieges real ist. "Wenn Russland die territoriale Integrität der Ukraine erneut verletzen sollte, wissen wir, was zu tun ist", hatte er an der Seite Selenskij's gesagt und versprochen: "Deutschland steht ganz eng an Ihrer Seite."

Was das wirklich bedeuten könnte, davon hatte auch Scholz zu diesem Zeitpunkt bestenfalls eine ungefähre Vorstellung. Noch glaubte er, der Krieg ließe sich womöglich verhindern. Einen fertigen Plan dafür hatte er nicht, aber seine Gedanken kreisten um die Nato und darum, dass Wladimir Putin klargemacht werden muss, dass ein Beitritt der Ukraine auf sehr lange Zeit nicht ansteht. Selenskij hatte sich darauf eingelassen, ein bisschen jedenfalls. In der Pressekonferenz sprach er davon, dass die offene Tür der Nato vielleicht "sozusagen doch eine Geschichte ist, oder ein Traum".

Am nächsten Tag flog Scholz wieder nach Osten. Diesmal nach Moskau, wo Putin den neuen Kanzler an seinem absurd langen Tisch auflaufen ließ. Scholz musste damals erkennen, dass es nichts, gar nichts gibt, was er tun oder sagen könnte, um diesen Krieg aufzuhalten. Am 27.

Februar, drei Tage nach dem russischen Überfall auf die Ukraine, trat Scholz dann vor den Bundestag, um sich den Abgeordneten, der Welt und der neuen Wirklichkeit zu stellen. Er verkündete Waffenlieferungen ins Kriegsgebiet - es war ein Bruch mit Jahrzehnten bundesrepublikanischer Politik. Er versprach 100 Milliarden für die Bundeswehr. Auch das eine Umwälzung. "Wir erleben eine Zeitenwende", sagte Scholz, "und das bedeutet, die Welt danach ist nicht mehr dieselbe wie die Welt davor."

Die Frage ist jetzt: Ist Olaf Scholz nach Kriegsbeginn noch derselbe wie der Olaf Scholz davor?

Auf der Fahrt durch die ukrainische Nacht unterscheidet diese Frage Scholz von seinen beiden Reisegefährten. Wer käme auf die Idee, den Emmanuel Macron heute für einen anderen zu halten als vor dem Krieg? Oder Mario Draghi, den einstigen Zentralbanker und Helden der Euro-Krise? Nirgendwo im Westen war nach Kriegsbeginn der Bruch mit alten Gewissheiten so fundamental, nirgendwo der Mann an der Spitze so neu.

Scholz müsste sich eigentlich selbst überrascht haben an jenem historischen Sonntag im Bundestag, aber vielleicht muss man sich so eine Begegnung mit der Geschichte auch anders vorstellen. Nicht so plötzlich. Eher wie ein Schrecken, der einem langsam in die Glieder fährt. Vielleicht erklärt genau das diesen rätselhaften Kampf, den der Kanzler schon bald nach seiner beeindruckenden Rede wieder zu führen begann.

Es ist sein Kampf um Worte, eher noch gegen Worte. Die Ukraine fleht um schwere Waffen. Lange scheut der Kanzler sich, dieses Adjektiv auch nur in den Mund zu nehmen. So, als könnte es dort jederzeit explodieren. Nicht nur den Ukrainern fällt es zunehmend schwer zu verstehen, worauf dieser Kanzler hinauswill. Er hält Fernsehansprachen, gibt Interviews, müht sich, sagt, die Ukraine dürfe nicht verlieren, Russland nicht gewinnen. Dass die Ukraine gewinnen soll, sagt er nicht. Aber warum? Bis zu dieser Fahrt durch die totale Dunkelheit eines Landes, in dem an jedem Ort jederzeit eine russische Rakete einschlagen kann, gibt es auf diese Frage keine richtige Antwort.

Ja, sagt Scholz einmal zu Journalisten des *Spiegel*, Deutschland liefere Waffen, aber es müsse auch alles tun, um eine direkte militärische Konfrontation zwischen der Nato und der Nuklearmacht Russland zu vermeiden. "Ich tue alles, um eine Eskalation zu verhindern, die zu einem dritten Weltkrieg führt. Es darf keinen Atomkrieg geben." Für einen Augenblick lässt Scholz diese rote Linie aufscheinen, von der keiner weiß, ob es sie wirklich gibt und wo sie verläuft.

Mit Scholz und den Worten ist es wie mit einem alten Wasserhahn: Es fließt nur eiskalt oder brühend heiß

Sicher ist nur, dass Scholz sie fürchtet und den einen Schritt, den er als Kanzler zu weit über sie hinweggehen könnte. Manche loben ihn nun für seine Vorsicht, auf andere wirkt es nicht wirklich beruhigend, wenn der Bundeskanzler vor der Gefahr eines Atomkrieges warnt. So ist es oft: Mal sagt Scholz wenig, dann wieder bricht es aus ihm heraus. Gestandene Abgeordnete der eigenen Koalition, die ihm Wegducken vorhalten, nennt er "Jungs und Mädels". Dann belehrt er sie: "Weil ich nicht tue, was ihr wollt - deshalb führe ich." Manchmal stellt Scholz in seinem Ärger auch Behauptungen auf, die einer Überprüfung in der von ihm selbst so gern angemahnten Sorgfalt nicht vollständig standhalten. Etwa die Behauptung, Deutschland liefere so viele Waffen wie kein anderes Land, mit Ausnahme vielleicht der USA.

Es ist sein altes Problem: Wenn Scholz mit Sprache hantiert, findet er oft das richtige Maß nicht. Es ist, als drehe er an einem alten Wasserhahn. Es kommt entweder eiskaltes Wasser raus oder brühend heißes. Nur das angenehm warme, das will nicht fließen. Wobei das natürlich immer subjektiv ist. Scholz sieht es eher so, dass die einen nach heißem Wasser schreien und die anderen nach kaltem, und weil er es ohnehin nicht beiden Seiten recht machen kann und er die Verantwortung trägt, fließt eben alles immer so, wie er es gerade für richtig hält.

Vielleicht hat eine innere Stimme Scholz deshalb so lange vor dieser Reise gewarnt, ihn so lange von ihr abgehalten. Von dieser Reise, auf der alles Symbol ist und jedes Wort von tonnenschwerem Gewicht. Auch als der Eklat um die Ausladung von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier bereits durch ein Telefonat der Präsidenten aus der Welt geschaffen war, sagte Scholz noch, er wolle "sich nicht einreihen in eine Gruppe von Leuten, die für ein kurzes Rein und Raus mit einem Fototermin was machen". Bei einem Besuch müsse es um "ganz konkrete Dinge" gehen. Was ja auch wieder nicht ungefährlich war, weil es die Erwartungen noch einmal hochgeschraubt hat und diese jetzt natürlich mitfahren auf dieser Fahrt Richtung Kiew.

Weit ist dieser Zug noch nicht gekommen, als Scholz sich zum französischen Waggon auf den Weg macht, begleitet von einigen Flaschen Muggardt aus den Vorräten des Kanzleramtes, einem badischen Burgunder, den man bedenkenlos auch einem französischen Präsidenten und einem italienischen Ministerpräsidenten anbieten kann. Macron empfängt in einer Art Herrensalon, und wäre da nicht der Großbildschirm, könnte man fast glauben, man sei per Eisenbahn ins frühe 20. Jahrhundert befördert worden. "Sieht Ihr Salon auch so aus?", fragt Scholz den Italiener Draghi. Sein eigener sei "ähnlich, aber ganz anders möbliert". Das Ambiente im Waggon des Kanzlers ist tatsächlich eher rustikal.

Nach diesem Smalltalk und dem Verschwinden des Häufchens der mitreisenden Journalisten bleiben die Herren unter sich. Während der Zug sich ratternd Lwiw nähert, müssen sich die drei besprechen, wie ihr historischer Besuch in Erinnerung bleiben soll. Von Präsident Wolodimir Selenskij hat insbesondere Scholz in den vergangenen Tagen ein paar sachdienliche Hinweise bekommen. Die Ukraine benötige mehr schwere Waffen, und sie hoffe sehr auf den Status eines EU-Beitrittskandidaten, hat er wissen lassen.

Größere Ankündigungen für neue Waffenlieferungen hat Scholz trotzdem nicht mitgebracht. Er findet, dass er das ja schon neulich im Bundestag getan hat, als er die Lieferung von *IRIS-T*, dem modernsten Flugabwehrsystem in deutschem Besitz, und von Mehrfachraketenwerfer mit mittlerer Reichweite angekündigt hat. Anders ist es mit dem EU-Kandidatenstatus. Scholz ist schon länger der Meinung, dass man der Ukraine das nicht wird vorenthalten können.

Der Kanzler hat deshalb viel telefoniert in den vergangenen Tagen und aus den unterschiedlichen Ecken der EU ziemlich Unterschiedliches gehört. Große Zustimmung vor allem im Osten, aber auch große Bedenken, gar Ablehnung, vor allem im Süden. Die EU-Kommission will am Freitag eine Empfehlung abgeben, aber Scholz, Macron und Draghi ist klar, dass sie sich darauf nicht herausreden können. Ein Signal der Hoffnung ist gefragt, die Folgen für die Moral im kriegsgeplagten Land könnten sonst verheerend sein. Darüber ist sich das Trio einig, als Scholz sich um 2.15 Uhr morgens auf den Weg zurück zu seiner Kabine macht.

Gut sieben Stunden später gelangt Scholz ans Ziel seiner langen Reise. Er ist zurück in Kiew, dieser Stadt zwischen Krieg und Frieden. Die Sonne brennt auf den morgendlichen Verkehr und auf die Sandsäcke, die sich an vielen Ecken noch stapeln. Vor dem Michaelskloster türmen sie sich zu einem Mahnmal. Darauf ein Schild: World, help us - Welt, hilf uns. Nicht zu übersehen für den in einer langen Autokolonne vom Bahnhof heranrasenden Olaf Scholz und die anderen Besucher, zu denen sich nun auch der rumänische Präsident Klaus Johannis gesellt. Nach einer kurzen Pause macht sich die vergrößerte Reisegruppe in nordwestlicher Richtung wieder auf den Weg hinaus aus der Stadt, vorbei an notdürftig beiseitegeräumten Panzersperren und befestigten Stellungen, einer ausgebrannten Tankstelle, weiter durch das zerstörte Butscha - bis Irpin.

In Irpin sind während des russischen Wütens nach ukrainischer Zählung 300 Menschen ermordet worden, und an diesem so freundlichen Tag sieht es so aus, als lebten dort keine mehr. Wo einst Fenster waren, klaffen schwarze Löcher. Es gibt Apartmenthäuser, von denen man gar nicht mehr genau sagen kann, wie viele Stockwerke sie mal hatten. "Das war ein neues, modernes Gebäude, drei vier Jahre alt", erklärt der Minister für Regionalentwicklung, ein hoch gewachsener Mann mit feinen Gesichtszügen, "es wurde von einer ballistischen Rakete getroffen." Seine vier Gäste nimmt er mit in die Wirklichkeit des Unwirklichen.

Ein paar Kilometer entfernt von der scheinbaren Normalität Kiews und seinen bevölkerten Straßencafés und ein paar Hundert Kilometer von der Front und dem ganzen Grauen hinter ihr, führt der Minister seinen Besuch durch eine Museum der Jetzt-Zeit. Der Minister schildert in großer Ruhe den Terror während des russischen Vorrückens. In einer Traube aus Soldaten, Personenschützern manövriert der Minister seine Gäste durch die Ruinen. Alle Schäden würden dokumentiert, sagt er, "wir kennen jedes Fenster". Dann holt er eine Karte heraus mit dem Frontverlauf, die das besondere Interesse Macrons findet.

Frieden und Wiederaufbau, Krieg und Front, das vermischt sich hier alles zu einem surrealen Bild. Auf einem Parkplatz steht ein von Schüssen durchsiebter Honda. "In diesem Auto saßen nur Zivilisten", sagt der ukrainische Minister, "eine Mutter und ihre zwei Kinder. Sie wurden alle erschossen." Scholz hört es, legt seine Hand auf die zerstörte Karosserie. Vielleicht ist das der Moment, in dem er diesem Krieg am nächsten kommt. Ausgerechnet, das kann man nicht anders sagen, bei einem Fototermin. Auch und vielleicht gerade, weil er schweigt, als er nach seinen Gefühlen gefragt wird.

Die Pulte sind aufgestellt, die Vögel zwitschern - und dann sind auf einmal Sirenen zu hören

Ein bisschen später versucht der Kanzler dann doch, die richtigen Worte zu finden. "Es ist furchtbar, was dieser Krieg an Zerstörung anrichtet. Es ist umso schlimmer, wenn man sieht, wie furchtbar sinnlos diese Gewalt ist, die wir hier sehen", sagt er. Unschuldige Zivilisten seien "betroffen". Das sage "sehr viel aus über die Brutalität des russischen Angriffskriegs, der einfach auf Zerstörung und Eroberung aus ist". Ein paar Meter weiter ist sein Mitreisender Macron gerade dabei, sich mit großer, warmherziger Geste vom Regionalminister zu verabschieden.

Wenig später, während Präsident Selenskij das Quartett im Marienpalast empfängt, wirkt alles wieder ganz friedlich. Der Präsident hat im Garten, wo die Vögel zwitschern, fünf Pulte aufstellen lassen und viele Stühle. Nur kurz, bevor Selenskij mit seinen Gästen erscheint, durchschneiden aus der Ferne Sirenen die Idylle. "Sie haben den Luftalarm gehört", sagt Selenskij, viel mehr muss er dazu nicht sagen. "Wir wissen die Unterstützung zu schätzen, wir brauchen schwere Waffen. Je mehr Waffen wir bekommen, desto schneller können wir unsere Menschen und Städte befreien", sagt der Präsident dann. Und natürlich, dass die Ukraine ein "positives Signal" benötige.

Das bekommt sie. Alle vier Gäste versprechen, sich für den EU-Kandidatenstatus der Ukraine einzusetzen. Scholz verbindet das mit einem Hauch Pathos, als er von einem "Meilenstein" spricht und seine kurze Rede beendet mit den Worten: "Die Ukraine soll leben, Slawa Ukrainij".

Auf Nachfrage, ob er denn nun von Scholz ausreichend klare Worte gehört habe, ist dem Ukrainer nichts als Lob zu entlocken. Er habe "gesehen und gehört, dass die Bundesregierung und das ganze deutsche Volk die Ukraine unterstützen", sagt er. Olaf Scholz ist am Ziel. Jedenfalls für den Moment.

Bestens informiert mit SZ Plus – 4 Wochen kostenlos zur Probe lesen. Jetzt bestellen unter: www.sz.de/szplus-testen

URL: www.sz.de/1.5604017

Copyright: Süddeutsche Zeitung Digitale Medien GmbH / Süddeutsche Zeitung GmbH

Quelle: SZ

Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über Süddeutsche Zeitung Content. Bitte senden Sie Ihre Nutzungsanfrage an syndication@sueddeutsche.de.